

Literaturwissenschaft

„Gesänge von Geistern über Wassern“

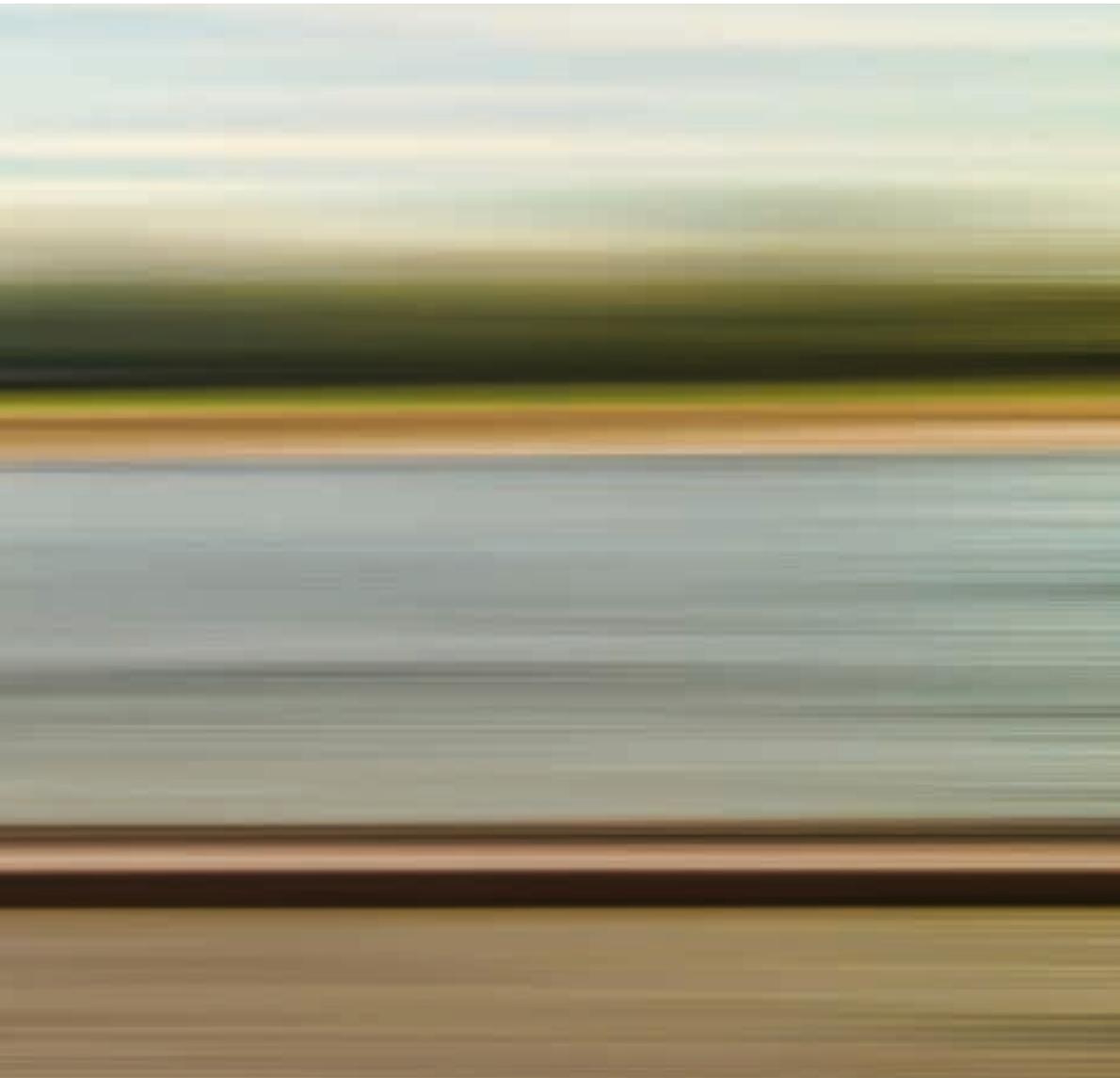
Literarische Exkursionen an den Rhein.

VON JOHANNES JOHN



ALS JOHANN WOLFGANG GOETHE im 2. Akt seines *Faust II*, der „Klassischen Walpurgisnacht“, die beiden griechischen Philosophen Thales und Anaxagoras über die Entstehung des Lebens streiten ließ, handelte es sich dabei keineswegs um ein „Märchen aus uralten Zeiten“. Vielmehr trugen die beiden Protagonisten in antikem Gewand einen Disput aus, der unter dem Gegensatz von „Vulkanisten“ und „Neptunisten“ die zeitgenössische wissenschaftliche Diskussion beschäftigte und spaltete. Es ging

ABB.: LARS KOIKE / FOTOCOMMUNITY.DE



Alle Rheinfotografien in diesem Beitrag stammen von der Plattform [Fotocommunity.de](https://www.fotocommunity.de). Links: „Der Rhein bei Düsseldorf“.

um nichts weniger als die buchstäblich grundlegende Frage, ob die Gesteine und Gebirge der Erdoberfläche eruptiv aus dem Erdinnern oder aber durch allmähliche Ablagerungen aus den Wassern des „Urozeans“ entstanden seien. Dass Goethes Aversion gegen den Vulkanismus auch politische Gründe hatte – war ihm der „Aus-

bruch“ der Französischen Revolution doch Zeit seines Lebens *das* Paradigma für den Einbruch des Regellosen und Chaotischen gewesen – mag belegen, dass sich die Interessen an der Beschäftigung mit den vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde keineswegs auf den engeren Bereich der Naturforschung begrenzen lassen. Das trifft im Bezirk dichterischer Gestaltung gleichermaßen auf die Naturlyrik zu, die stets mehr ist als eine weltabgewandte, menschenferne Rede von Blumen, Bäumen, Berg und Tal.



„Rhein 15“.

Wasser in der Literatur

In welchem Maße sich das Wasser – ob es sich als Bach, Fluss oder Strom in Bewegung befindet, als stehendes Gewässer Ruhe vermitteln oder als Meer Statik und Dynamik in sich vereinen kann, ob es sich seinen „natürlichen“ Weg bahnt oder uns in Teich und Brunnen künstlich gebändigt begegnet – als das Element mit dem unbestreitbar größten poetischen Potential erweist, belegt schon ein Blick auf eine bezeichnende Körpermetaphorik, die zugleich unterstreicht, wie lebensnotwendig der Mensch auf seine Nähe angewiesen ist. So sprechen wir vom *Wasserkreislauf*, der *Lebensader*, den *Mündungsarmen*, siedeln die Stadt Basel im *Knie* des Rheins an, der sich zuweilen in seinem *Bette* zu wälzen pflegt. Schon das kindliche Erstaunen darüber, dass durch fast jede größere Stadt ein Fluss fließt, erkennt zwar die Kausalitätsverhältnisse, baut aber bereits buchstäblich nah am Wasser. Wenn in vielen Sprachen der Welt zumal große Ströme in der genealogischen Kette immer wieder mit Elternschaft, also dem Zeugungsmythos verknüpft werden, denken wir nur an den „Vater“ Rhein und das „Mütterchen“ Wolga, weisen diese Personifikationen nun aber in der Tat in uralte Zeiten zurück.

Ambivalenz des Wassers

Dabei eignet dem Wasser von Beginn an eine signifikante Ambivalenz. Man kann es trinken wie man in ihm ertrinken kann. In kleinster Menge, als

Regen, ist es Lebensspender, in seiner ungezähmten Masse, etwa als überschwemmende Flutwelle, tödliche Bedrohung. Als segensreicher „Quell des Lebens“ feiern es zahlreiche Ursprungsmythen, die seine Eigentümlichkeit zugleich aber auch als unheimlich und bedrohend empfunden haben, präsentiert es sich uns doch zunächst als reine Oberfläche, die verbirgt, was sich darunter an Tiefen und Untiefen verbergen kann. Aus dieser Urfahrung entspringen in zahlreichen Kulturen all die Sagen, Märchen und Legenden, die das Wasser mit Flussgöttern und ihrem bei- wie nachgeordneten Personal, allerhand Fabelwesen und nicht zuletzt jener Schar von Nixen und Undinen bevölkern, die den ahnungslosen, meist neugierigen, oft ungestümen und nicht selten lüsternen (meist männlichen) Gast locken und reizen, bevor sie ihn – „Halb zog sie ihn, halb sank er hin ...“ (Goethe, *Der Fischer*) – in ihr nasses Reich und damit sein Verderben ziehen.

In seiner Doppelfunktion als verbindungsstiftender Verkehrs- und Handelsweg wie trennende Barriere – so scheidet in der griechischen Mythologie der Styx die Welt der Lebenden vom Totenreich Hades, wohin der greise Fährmann Charon die Gestorbenen übersetzt – prägt das Wasser auch spezifisch neuzeitliche Welterfahrungen. So bedeutete der Aufbruch des ersten großen Auswandererstroms im 19. Jahrhundert über das „große Wasser“ des Atlantik zwar die Verheißung einer „neuen“, besseren Welt fernab drückender materieller Not oder politischer Verfolgung, zugleich aber auch den Verlust bisheriger sozialer Bindungen an Heimat, Verwandtschaft und Muttersprache. Ob literarisiert oder nicht: Das Phänomen Wasser ist also immer schon sozial

codiert, in ihm „fließen“ politische, ökonomische und kulturelle Elemente ineinander, militärisch-strategische Aspekte nicht zu vergessen, die wohl auch Gaius Iulius Caesar im Auge hatte, wenn er im 4. Buch seines *De bello gallico* insbesondere die „rapiditas“ der Strömungsgeschwindigkeit des Rheins hervorhebt.

Der Rhein in der Literatur

Diese Vielbezüglichkeit – Wasser als geographisches Phänomen, sodann als biologisch-ökologisches System, schließlich als historischer Schauplatz und damit immer auch Gegenstand literarischer Gestaltung wie ideologischer Vereinnahmung – lässt sich an keinem anderen Fluss unseres Sprach- und Kulturraumes besser studieren als am Rhein.



Davon berichtet ja schon eines der ältesten dichterischen Zeugnisse (mittelhoch)deutscher Sprache, dessen Eingangszeilen „Uns ist in alten maeren wonders vil geseit ...“ uns allen geläufig sind. Das *Nibelungenlied* durchziehen zwei kontinentale Ströme, an deren Ufern sich die Geschichte ihres Aufstiegs wie ihres Untergangs ereignet. Zum einen der Rhein, wo sich in Worms der Hof der Nibelungen befindet, woher weiter stromabwärts aus Xanten Siegfried stammt und wo, der Überlieferung nach bei Lorch, Hagen von Tronje den Hort im Rhein versenkt. Und die Donau zum anderen, an der entlang die Nibelungen zum Hof Etzels ziehen und dort ihr Ende finden werden. Die Wiederentdeckung und Funktionalisierung des Nibelungen-Mythos durch Friedrich

Hebbel, Moritz von Schwind und viele andere bis hin zu Richard Wagners *Ring* wird dann wesentlich zur apostrophierten Ideologieggeschichte des 19. Jahrhunderts gehören.

Viele Orte wären in einer Kultur- und Geistesgeschichte dieses Stroms zu nennen, bevor sich an der historischen Schwelle des 19. Jahrhunderts Charakter und Status der Rheindichtung grundlegend verändern und unser Bild dieses Flusses in der Folge bis hin zu Stereotyp und Klischee prägen. Etwa Basel als eines der Zentren des Humanismus, wo ab 1521 Erasmus von Rotterdam an der dort 1460 gegründeten Universität und von 1526 bis 1528 Theophrastus Bombastus von Hohenheim, uns unter dem Namen Paracelsus wohl geläufiger, als Stadtarzt wirkte.

Zu denken ist hier ebenso an Straßburg, wo zur selben Zeit von 1503 bis zu seinem Tod im Jahre 1521 Sebastian Brant als Stadtschreiber, also Kanzler, tätig war, der 1494 in seinem Hauptwerk, der didaktischen Satire *Das Narrenschiff* seinen Zeitgenossen den Spiegel vorgehalten hatte. Fast drei Jahrhunderte später wird von dort aus eine der folgenreichsten literarischen (Jugend)Bewegungen – der „Sturm und Drang“ – ihren Ausgang nehmen, als Ende September 1770 im Gasthof „Zum Geist“ der junge, zur Beendigung seines Studiums nach Straßburg gekommene Goethe mit dem fünf Jahre älteren Johann Gottfried Herder zusammentrifft, der sich dort von einem Augenleiden kurieren lassen wollte. Mainz

„Hochwassertourist fotografiert Hochwassertouristen“.

nicht zu vergessen, wo sich am 21. Oktober 1792 in der Folge der Französischen Revolution eine Republik auf deutschem Boden konstituiert – ein Experiment, das nur bis zum 23. Juli 1793 Bestand hatte und untrennbar mit der Person des Schriftstellers, Naturwissenschaftlers und Philosophen Georg Forster verbunden ist, der dort vor dem „Rheinisch-Deutschen Nationalkonvent“ seine „Rede über die Vereinigung des rheinisch-deutschen Freistaates mit der Frankenrepublik“ hielt.

Wobei sich die Rheinlyrik zu Ende des 18. Jahrhunderts noch eher unschuldig präsentierte. Pure Sinnenfreude gestaltet Johann Heinrich Voß 1794 in seinem *Chorgesang beim Rheinwein* ebenso wie vor ihm Ludwig Christoph Heinrich Hölty 1775 in seinem *Trinklied*, das mit den Versen einsetzt: „Ein Leben wie im Paradies / Gewährt uns Vater Rhein; / Ich geb es zu, ein Kuß ist süß, / Doch süßer ist der Wein. / Ich bin so fröhlich wie

ein Reh, / Das um die Quelle tanzt, / Wenn ich den lieben Schenktisch seh, / Und Gläser drauf gepflanzt.“ Noch berühmter ein anderer Preisgesang dieses Genres, der den Freundschaftskult wie das unbeschwertere Geselligkeit so sehr befördernde Medium mit den Worten feiert: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher, / Und trinkt ihn fröhlich leer. / In ganz Europia, Ihr Herren Zecher! / Ist solch ein Wein nicht mehr.“ Und wie es begonnen hat, so endet Matthias Claudius' 1775 verfasstes, vielfach vertontes *Rheinweinlied* auch: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben; / Gesegnet sei der Rhein! / Da wachsen sie am Ufer hin, und geben / Uns diesen Labewein.“ Ein locus amoenus, ein Ort deutscher Bukolik, wo freilich weniger die Schäfer als vielmehr die Winzer ihr segensreiches und im besten Falle völkerverbindendes Handwerk versehen.

„Am Rhein II“.

Zur selben Zeit, als Friedrich Hölderlin in seinem Hymnus *Der Wanderer* mit ähnlich universellem Anspruch den Rhein zum elysischen Gefilde erhob („Darum kehrt' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath / Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an“), erscheint in den Jahren 1801/02 Clemens Brentanos *Godwi oder Das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman*, in dessen zweitem Teil uns in 25 Strophen und in einer ebenso raffinierten wie virtuoson Nachgestaltung des schlichten Volksliedtons die Geschichte einer unglücklichen Frau erzählt wird, die um ihren verhängnisvollen Einfluss weiß und darunter leidet: „Zu Bacharach am Rheine / Wohnt eine Zauberin, / Sie war so schön und feine / Und riß viel Herzen hin. // Und brachte viel zu schanden / Der Männer rings umher, / Aus ihren Liebesbanden / War keine Rettung mehr.“ Vom Bischof als künftige Nonne in ein Kloster verbannt und von drei Rittern auf diesem Wege begleitet, steigt „Lore Lay“ – so ihr Name – schließlich auf einen Felsen über den Rhein und stürzt sich von dort in die Tiefe. Ihr Selbsttod ist also Erlösung und Befreiung, auch wenn er, gewissermaßen als Kollateralschaden, die drei Ritter ebenfalls das Leben kostet.

DER AUTOR

Dr. Johannes John ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Neuere Deutsche Literatur der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, wo er die „Historisch-Kritische Gesamtausgabe der Briefe und Werke von Adalbert Stifter“ betreut. Er ist Lehrbeauftragter am Institut für Deutsche Philologie der LMU München.

Wenn sie in ihrer Gestaltung durch Heinrich Heine in seinem *Buch der Lieder* (1827) zur Inkarnation romantischer Rheinlyrik wurde, griff dieser dort also auf einen bereits präfigurierten Mythos zurück, wenngleich etwa Ludwig Tieck oder Joseph von Eichendorff das Geschehen in einen Wald verlegten. Wie denn auch Heines „Loreley“ auf merkwürdige Weise unbestimmt bleibt. Dass sie schön ist, sich ihr goldenes Haar kämmt und dabei ein Lied singt – mehr erfahren wir über sie nicht. Und auch hier erweist sich, was so schlicht und naiv scheint, bei genauerem Hinsehen als vielfach gebrochen. Von Handlung oder gar dra-

matischem Geschehen kann nicht gesprochen werden, statt epischer Unmittelbarkeit wird vielmehr der romantische Mythos als „Märchen aus alten Zeiten“ zitiert, rezipiert und reflektiert.

Der Rhein als Zankapfel

Nur zwei Jahrzehnte später – Heine lebte längst im Pariser Exil und gestaltet im V. Caput seines *Versepos Deutschland. Ein Wintermärchen* ein wehmütiges Zwiegespräch mit dem „Vater Rhein“ – sollte der Fluss nun vollends zum Zankapfel und Streitobjekt werden. Den unversöhnlich hasserfüllten Ton, den schon Heinrich von Kleist 1808 in seiner Ode *Germania an ihre Kinder* und nachfolgend im Zuge der Befreiungskriege Ernst Moritz Arndt in seinem Gedicht *Des Deutschen Vaterland* angeschlagen hatten, findet in einer lyrischen Mobilmachung dies- und jenseits des Flusses seine Fortsetzung. Der Rhein mutiert nunmehr zur Bastion und Wallstatt, spätestens 1870/71 dann zum Schlachtfeld und zur Leichenstätte. Auf die Verse von Nikolaus Becker („Sie sollen ihn nicht haben, / Den freien deutschen Rhein, / Ob sie wie gierige Raben / Sich heiser danach schreien ...“) entgegnete Alfred de Musset in seinem Gedicht *Le Rhin allemand*: „Nous l'avons eu, votre Rhin allemand ...“ – und kaum ein Dichter des Vormärz, der sich wie etwa Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath oder Robert Prutz nicht in diese Kontroverse eingemischt hätte. In jenen Jahren entsteht in diesem historischen, hüben wie drüben chauvinistisch getrüben Kontext auch jenes Gedicht, das wiederum erst drei Jahrzehnte später seinen Siegenzug antreten und nun vollends zur Martialisierung des Rheins führen sollte: nämlich Max Schnecken-





burgers *Wacht am Rhein*. Insbesondere durch ihre Vertonung gehörten dessen Strophen wesentlich zur atmosphärischen „Begleitmusik“ des deutsch-französischen Kriegs von 1870/71, wo sie rasch den Charakter eines Gassenhauers wie den einer Nationalhymne annahmen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, / Wie Schwertgeklirr und Wogenprall: / Zum Rhein, zum Rhein; zum deutschen Rhein! / Wer will des Stromes Hüter sein? / Lieb Vaterland, magst ruhig sein; / Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

Der Fluss als Opfer

Gemessen daran hat der Rhein in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts dann doch wieder in friedliche Bahnen gefunden, wenngleich ihm auf andere Weise nunmehr wenig Ruhe beschert war. In dem Maße nämlich, in dem in der Lyrik wie im allgemeinen Sprachgebrauch der Terminus „Natur“ durch den der „Umwelt“ ersetzt wurde, was deren zunehmende Gefährdung stets beinhaltet, drohte ihm als Biotop und Ökosystem grenzüberschreitend der Kollaps. Am folgenreichsten war dies im Jahre 1986, als infolge eines Brandes im Basler Chemiekonzern Sandoz mit dem Löschwasser auch 30 Tonnen hochgiftiger Chemikalien in den Fluss strömten und am Oberrhein nahezu den gesamten Fischbestand töteten. Der Strom als Kloake, als Müllhalde und Giftopfer zugleich: Wiederholt wird die tote Kreatur, „kriecht am Schock“, wie es in Friedrich Christian Delius' *Geschichte vom Rheinfisch* heißt, zum Symbol und Menetekel. Und wenn Jürgen Becker, Träger des Büchner-Preises 2014, in *Ein ganzer Freitag* einen Nachmittag an „diesem Chemie-Fluß“ schildert, so schließt das Gedicht fernab aller Burgenherrlichkeit mit einem Blick auf „die Raffinerien von Wesseling“.

Diese Apokalypse ist nicht eingetreten. Wo und in welchem Umfang es gelungen ist, im Rhein mittlerweile Fische wieder heimisch werden zu lassen, kann man diversen Websites entnehmen. Auch soll man in ihm da und dort wieder baden und schwimmen können. Und doch: So wie die Naturlyrik spätestens seit den politischen wie ökologischen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts implicite oder expressis verbis stets auch Aussagen über die condition humaine trifft, wird Wasser – künftig womöglich mehr noch als je – gefährdet, begehrt und, wie zu befürchten ist, umkämpft bleiben. ■

Gesang der Geister über den Wassern

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.

Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum glatten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd
Leiserausend
Zur Tiefe nieder.

Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Stufenweise
Zum Abgrund.

Im flachen Bette
Schleicht er das Wiesental hin,
Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne.

Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler,
Wind mischt vom Grund aus
Schäumende Wogen.

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!

Johann Wolfgang Goethe (1779)